

Hans Leyendecker, Süddeutsche Zeitung

## **Die dunkle Seite der Macht ausleuchten**

Sehr geehrte Damen und Herren,

Kardinal Spellmann kam zum ersten Mal nach New York. Er wurde von einem Reporter gefragt: „Herr Kardinal, werden Sie auch ein Bordell besuchen?“ Der Kardinal, natürlich dialektisch nicht unbedarft, fragte zurück: „Gibt es ein Bordell in New York?“ Am nächsten Tag erschien eine Zeitung mit der Schlagzeile: „Kardinal Spellmann in New York. Seine erste Frage: Gibt es hier ein Bordell?“

Sie werden nicht bestreiten können, dass diese Zeile korrekt ist. Aber das ist in einer seligen Zeit geschehen, Sie konnten bei der Redaktion anrufen, und sicher berichtete eine andere Zeitung höhnisch, wie der Kollege das da gemurkst hat. Die Gegenwart ist Enthüllungsmanie: jedes Wochenende, nach dem Tatort zumeist, stoßen wir beim Zappen auf Herrn Markwort und hören sein Bekenntnis: Fakten, Fakten, Fakten.

Die besten Zahnärzte werden enthüllt, die besten Chirurgen, die coolsten Trends. Fakten, die manchmal bis zur Kenntlichkeit entstellen. Und das wollen auch all die anderen Blätter: Fakten, die kein anderer hat. Fortwährend und bis zur Besinnungslosigkeit wird enthüllt. Mittags ist der Berliner Gendarmenmarkt von investigativen Journalisten umzingelt. In den besseren Häusern können sie zuschauen, wie verzweifelt Journalisten Beamte füttern, um aus denen irgendetwas rauszulocken, das wie eine Enthüllung wirkt. Eine ganze Gastronomiebranche lebt von der Enthüllung.

Diese Enthüllungsindustrie wird auch von den Mächtigen genährt. Belanglose Papiere werden in die Öffentlichkeit lanciert, indem sie für vertraulich erklärt werden. Mit dem Etikett „vertraulich“ lässt sich alles verkaufen. Nach den Kabinettsitzungen klingeln die Handys Sturm. Kabinettsmitglieder geben Interessantes über andere Kabinettsmitglieder weiter und daraus wird eine Nachricht. In Berlin boomt eine ganze Enthüllungsindustrie. Wenn eine Geschichte wenig Neues zu bieten hat, wird einer Nachrichtenagentur eine Meldung über das exklusive Nichts angeboten. Die Standardformel lautet, dass sich die Geschichte ausweitet. Besonders an den Wochenenden weitet sich alles aus, bis es dann wieder platzt.

Der investigative Journalist schleicht mit einem Lappen durch die Toiletten der Mächtigen im Reichstag, um was aufzuwischen. Man möchte einen Blick in die Container der Macht werfen. Zeitungen machen Schamhaare von Fußballtrainern in Depots von Notaren aus und das wird exklusiv auf Seite 1 gemeldet. Im Print-Bereich verzeichnen Blätter wie Bunte oder Gala erhebliche Auflagenzuwächse und auch die brisant enthüllenden Boulevard-Fernsehmagazine haben gewaltige Einschaltquoten: Fakten, Fakten, Fakten. Leser und Zuschauer werden mit angeblichen Enthüllungen bombardiert.

Sie haben vermutlich vor ein paar Wochen gelesen, dass der Deutsche Presserat, das Selbstkontrollorgan der Presse, eine Reihe von Blättern für ihre Berichterstattung über den Fall des kleinen Joseph aus Sebnitz gerügt hat. Zumindest in den Überschriften, so der Presserat, sei jeder Zweifel an den Umständen beim Tod des sechsjährigen Jungen ausgeschlossen worden. Die Blätter, darunter zwei so unterschiedliche Publikationen wie Bild und taz, hätten die Grenze zwischen zulässiger Verdachtsberichterstattung und unzulässigen Tatsachenbehauptungen überschritten. Bei den fast ohne Ausnahme falschen Berichten über die Ereignisse in Sebnitz handele es sich um einen „Tiefpunkt der Medienberichterstattung“.

Sebnitz war nicht das Desaster einiger Blätter, sondern das Fiasko der deutschen Presse. Weil die angeblichen Ereignisse in das Bild passten, das man sich vom Osten gemacht hat, wurden Recherchen nicht mehr ergebnisoffen geführt. Es wurde etwas als Tatsache präsentiert, was allenfalls eine Vermutung sein konnte. Und es gibt etwas, was die Kommunikationswissenschaftler Selbstreferenz nennen. Medien beziehen sich immer stärker auf Medien und daraus entstehen dann gefährliche Kettenreaktionen. Sebnitz war ein Gau.

Der Presserat beschäftigt sich noch mit einer Bild-Manipulation. Die Bild-Zeitung hat vor ein paar Wochen in ein Foto, das den grünen Umweltminister Jürgen Trittin bei einer Demonstration im Jahre 1994 zeigt, Hinweise auf einen angeblichen Schlagstock und einen angeblichen Bolzenschneider montiert. Die Hinweise waren getürkt. Der Bild-Chefredakteur hat sich bei Trittin entschuldigt, doch da die Umstände dieser Manipulation immer noch ungeklärt sind, ist der Fall nicht erledigt.

Es ist schon seltsam. Vor gut einem Jahr waren wir auf dem Höhepunkt der Spendenaffäre und allerorten wurde das hohe Lied vom Journalismus gesungen. In großer Koalition wurde dem deutschen Journalismus das Etikett einer Macht im Staate aufgeklebt. Quer durch den Blätterwald gab es Lob und Selbstlob. Alle hätten, so war zu lesen, ohne Rücksicht auf irgendwelche Lager im Spendensumpf mitgegraben. Heute stehen wir wieder im Morast der Etappe.

Natürlich gibt es die Idee einer Kräfteverteilung zwischen Bürgern, Machthabern und Kontrolleuren. Den Politikern und Wirtschaftsführern stehen, jedenfalls in der Theorie, völlig unabhängige Journalisten gegenüber, die wirtschaftliche und politische Prozesse transparent machen und den Mächtigen auf die Funder gucken, sie kontrollieren. In diesem Sinne sollen sie auch Anwälte der Bürger sein. Keine Richter, aber doch Zeitzeugen im Dienste derjenigen, die Zeitungen kaufen und den Fernsehapparat einschalten. Demokratie basiert auf öffentlichen Prozessen der Willens- und Entscheidungsbildung. Die zentrale Frage ist dabei, wie Medien mit ihrer Rolle als Vermittler zwischen Wirtschaft, Politik und Publikum und mit ihrer Rolle als Kritiker und Kontrolleur umgehen. Die Antwort darauf lautet seit Jahren: eben nicht so autonom und kompetent wie es dem Ideal der politischen Kommunikation in unserer Gesellschaftsordnung entsprechen würde.

Ich soll heute über die moralische Macht der Medien sprechen und eine Antwort auf die Frage versuchen, was Journalismus bewirken kann und ob er den Mächtigen unangenehm ist. Zunächst: Reden wir über Moral oder reden wir über Geschäfte? Mit dem Begriff Moral sollte man als Journalist, zumal wenn es um das eigene Gewerbe geht, sehr vorsichtig umgehen.

Investigativer Journalismus kann dann zum Zuge kommen, wenn andere Instanzen versagen. Welcher der großen politischen Skandale ist mit Hilfe eines Parlaments ans Licht gekommen? Keiner. Welcher Untersuchungsausschuss war mehr als ein Kampfinstrument der Parteien? Wenige. Jeder Mächtige, der das Parlament betritt, kann sich auf seine Fraktion verlassen und manchmal auch auf die Opposition. Die demokratische Aufgabe der Kontrolle wird häufig nur zum Schein wahrgenommen, zu oft gibt es eine Kumpanei der Gegner. Scheinkämpfe werden geführt und wenn es ernst wird, sitzen allen in einem Boot. Im Alltag versagt die parlamentarische Kontrolle und auch das normale Regelwerk passt nicht. Es entsteht ein Machtvakuum und in dem können sich für kurze Zeit die Medien tummeln.

Eine moralische Macht in diesem Lande ist der Bundespräsident, aber nimmt er sie wahr? Das Bundesverfassungsgericht, das wirklich nicht dafür zuständig ist, muss sich heftig dagegen wehren, zur moralischen Instanz dieses Staates ernannt zu werden. Und die jungen Wilden, die alles anders machen wollen? Bei näherem Hinsehen kommt der Verdacht auf, dass sie am Ende nur regieren wollen. „Die

Macht ist obszön, das freut die Wut“, heißt es in einem bös-ironischen Kalenderspruch von Hans-Magnus Enzensberger.

In jedem Wahlkampf hören sie den Satz, man müsse verhindern, dass XY an die Macht komme. Dahinter verbirgt sich die Erkenntnis, dass Macht korrumpieren kann und missbraucht wird. Der recherchierende Journalist hat die Aufgabe, die dunkle Seite der Macht auszuleuchten und den Mächtigen das Gefühl zu geben, dass der Missbrauch nicht völlig gefahrlos ist. Dies macht er in dem Wissen, dass sich die Sudler in einem langen Zermürbungskrieg einrichten und mit dem Zynismus des Publikums rechnen dürfen.

Bei politischen Skandalen geht es um Konflikte über die Verteilung, Ausübung, Kontrolle und Legitimierung von politischer Herrschaft. Skandale entzaubern die soziale Magie der öffentlichen Repräsentation, sind aber in der politischen Kultur nichts Außergewöhnliches: Japan und Italien haben ihre großen Parteispendenaffären gehabt, auch Richter in Frankreich versuchten, den Finanzsumpf der sozialistischen Machthaber trockenzulegen. Entscheidend für den Sittenbefund ist die gesellschaftliche Verarbeitung der Affären. Von Aufdeckung und Aufklärung kann eine Katharsis, eine reinigende Wirkung, ausgehen.

Aber: Wie viele Journalisten kratzen eigentlich gern am Unbekannten, Recherche genannt? Wie ist es mit der Grundbefindlichkeit des Berufsstandes? Vor einigen Jahren erschien eine Studie, derzufolge nur zwanzig Prozent der Journalisten ausführliche, eigene Recherchen zur Grundlage von Berichten machen. In Großbritannien sind es gut vierzig Prozent, in Amerika knapp fünfzig Prozent. Gibt es bei uns investigative Blätter, die man mit der Washington Post oder dem Philadelphia Inquirer in einem Atemzug nennen dürfte? Existiert eine dem Center für Public Integrity vergleichbare non-profit-organization, die wie in den USA über Jahre wichtige Rechercheprojekte durchzieht und am Ende die Ergebnisse seriösen Medien zur Verfügung stellt? Ich will den amerikanischen Journalismus gerade wegen der Fehlentwicklung in den letzten Jahren nicht glorifizieren, aber er ist im Genre des recherchierenden Journalismus deutlich besser als der deutsche Journalismus.

Es gibt in diesem unserem Lande vorzügliche Reporter, gute Redakteure. Die Deutschen sind Meister im Meinungsjournalismus. Wer den Leitartikel schreiben darf, im Presseclub sitzt, hat den Ausweis höchster Kompetenz erreicht. Aber die Zeitungen und Sender beschäftigen nur wenige Rechercheure, die Enthüllungsgeschichten liefern wollen. Am liebsten bewegt man sich in Augenhöhe mit den Mächtigen. Politik erzieht zur Eitelkeit. In der Mediendemokratie noch mehr als früher. Von Kurt Tucholsky stammt der Satz, der deutsche Journalist brauche nicht bestochen zu werden. „Er ist stolz eingeladen zu sein, er ist schon zufrieden wie eine Macht behandelt zu werden.“ Viele Journalisten verwechseln nach wie vor die Funktion der Kontrolle mit dem angenehmeren Geschäft der Kooperation.

Die Krankheit des deutschen Journalismus ist nicht die gepflegte Kampagne, sondern die Verwischung von Grenzen zur Politik, zur Wirtschaft, der gegenseitigen Instrumentalisierung für politische und eigennützige Zwecke.

Stärker als ausländische Journalisten stützen sich deutsche Journalisten auf die Nachrichtenagentur, ja, es gibt eine Agenturgläubigkeit. Die Agenturmeldung wird leicht variiert oder mit Meinung angereichert und man hat eine eigene Geschichte. Obwohl der Text im Grunde immer derselbe ist, so rufen doch leichte Veränderungen den Eindruck von Vielfalt hervor. Dabei gilt das Postulat der Mitte. Nicht nur der deutsche Philister findet in der Mitte sein Maß. Man äußert sich nur ungern jenseits dessen, was gerade als Konsenskorridor gilt, und bitte kein Risiko. Als ein angesehener freier Journalist einem TV-Studienleiter eine exklusive Story anbot,

wurde er abgewiesen: „Darüber liegt mir keine Meldung vor“, sagte der TV-Mann. Deshalb bringe er die Geschichte nicht. Er ruiniere sich doch nicht wegen einer „heißen Geschichte“ seine Karriere, hat er auch noch gesagt.

Ein freier Autor, der dem Fernsehen eine recherchierte Geschichte anbietet, wird sich bei der Sache dreimal überlegen müssen, ob er sie durchzieht. In der Regel wird die Recherche nicht bezahlt, und was ist, wenn am Ende keine Story rauskommt, was ja schon mal passieren kann? Recherchen kosten viel Geld und Zeit und die Quote ist auch nicht garantiert. Wer trotz alledem die Recherche pflegen möchte, muss sich diesen Luxus oft mit Brot- und Butter-Geschäften finanzieren. Es ist viel einfacher, schöne Pressemitteilungen filmisch zu übersetzen und mit den Zweitverwertungsrechten die Kasse aufzubessern als etwas komplizierte Geschichten anzubieten, die auch noch Ärger machen können.

Im deutschen Journalismus sind bilanzsichere Dokumentationen unsauberer politischer Vorgänge wenig entwickelt. Wir leben im multimedialen Zeitalter. Neil Postman hat die Gefahr schon früh erkannt. Er ließ es nicht an Hoffnung auf eine Wende fehlen, auf eine Wiedergewinnung der verloren gegangenen Werte. Er fand Lösungen wie die, dass ja täglich eine Stunde Unterricht im Umgang mit dem TV in den Schulen gegeben werden könnte. Er war halt der Meinung, das man wiederherstellen könne, was verloren ist. Das ist eine originelle, leider nur irri-ge Auffassung.

Es ist immer ein Bedürfnis gewesen, die Nachrichtenwege, die Informationsstrecken zu verbessern, zu verkürzen. Heute haben wir die totale Information, die überwältigende Information. Heute können wir einander gar nicht noch näherkommen. Wir wissen alles, alles – und was bringt es uns?

Und wie ist es mit der Trennlinie zwischen PR und Journalismus? In Amerika kommen mittlerweile rund 150.000 PR-Leute auf etwa 130.000 Journalisten. In Deutschland bedienen 20.000 PR-Fachleute mehr als 40.000 Journalisten. Früher saßen schneidige PR-Männer mit tadellosen Umgangsformen wie Fritz Huschke von Hanstein, Egbert von Tirpitz in altdeutschen Herrenzimmern und ließen die Prosa der Geschäftsberichte unters Volk bringen. Legendär ist der Spruch des Graf Georg Volkmar Zedtwitz-Arnim: „Ich gebe meinen guten Namen für diese Scheiß-Branche“, schnarrte der Adelige. „Das muss reichen.“. Ein Markt ist entstanden, der noch stärker als die IT-Branche wächst. In Schnellbleichen werden Kommunikatoren herangezogen und immer häufiger gerät die Trennungslinie der beiden Berufe aus dem Blick. In der Schweiz gibt es bereits einen gemeinsamen Ausbildungsgang für PR-Berater und Journalisten.

Und auch über Meinungsforschung wird Politik gemacht. In Amerika äußerte sich jüngst eine Mehrheit skeptisch über die Seriosität der Meinungsforschung und das Ergebnis kam durch eine Meinungsbefragung zustande.

Zur Frage zurück: Was kann investigativer Journalismus bewirken? Die Frage richtet sich zunächst an die eigene Branche. Kann recherchierender Journalismus ansteckend sein? Das wäre doch schon eine ganze Menge. Damit verknüpft ist die nächste Frage: Wo hat recherchierender Journalismus zu Veränderungen beigetragen? Vor vielen Jahren gab es in Frankreich einen Publizisten namens Emile Zola. Er schrieb, ohne Ansehen der Person, und sein Bericht über die von ihm enthüllte Dreyfuss-Affäre war eine Anklage: J'accuse. Zola war mächtig und deshalb musste er ins Exil. Viele Jahre gab in Frankreich einen großen Schriftsteller und der wollte auch anklagen. Er hieß Jean Paul Sartre, verteilte auf den Straßen Blätter der Opposition und war umlagert von einer Journalistenmeute, die darauf hoffte, dabei zu sein, wenn der große alte Mann sistiert würde. Nichts ist schöner als dabei zu sein,

wenn ein Schreiber verfolgt wird. Charles de Gaulle tat allen diesen Gefallen nicht. Er sagte nur: Man verhaftet nicht Voltaire und die Aufregung war vorbei.

Wir leben heute in einer aufgeregten Zeit, in einer permanenten Gegenwart, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft. Ständig wird eine neue Sau durchs Dorf getrieben, es sind ganze Herden von Schweinen unterwegs und es werden immer mehr. Aber sind die Journalisten, die die Herden vor sich her treiben mächtig und wäre es überhaupt gut, wenn sie Macht hätten?

Marcel Reich-Ranicki ist mächtig. Mit seinem Literarischen Quartett kann er entscheiden, welches Buch ein Erfolg wird oder ein Flop. Mächtig sind auch die Fresskritiker. Ob die Flusskrebse in Wirklichkeit Krabben waren, die Erdbeeren oder das Olivenöl schmeckten, kann über die Zukunft des Restaurants entscheiden. Das ist kein neuer Trend, aber er verstärkt sich. Ich erinnere mich an den Artikel eines Fresskritikers namens Diehl, der vor Jahrzehnten in einem Lokal im Münsterland mit Wut im Bauch den Tisch verließ. Die Suppe war zu salzig, das Fleisch schmeckte nicht. Er rächte sich durch eine Kritik, die gelesen wurde. Die Gäste blieben aus, der Wirt wählte ein besonderes Gericht und verklagte den Kritiker und musste dennoch bald sein Lokal schließen. Macht können Filmkritiker haben und selbst Udo Walz ist wichtig.

Mächtig sind Gesellschaftsredakteure, die Lebensentwürfe in den Abgrund führen können. Eine Klatschtante wie Katja Kessler verkörpert die Macht der Ohnmacht. Macht haben Bilder, die sich fest brennen: Die glattgeschorene Frau, die nach dem Sieg der Franzosen über Hitlers Truppen von feixenden Soldaten durch die Straßen getrieben wurde, das Bild wie Mitläufer eine Mitläuferin hetzen, das prägt sich ein. Oder die Bilder aus Vietnam. Der Polizist, der den Kameramann erschießt, die kleinen hilflosen Kinder – es gibt eine Macht der Bilder, die größer ist als die Macht der Worte. Worte gehen oft unter.

Fortwährend werden neue Trends, Krisen und Seuchen entdeckt. Economy-Passagiere sterben nach langem Flug auf dem engen Sitz an einer Thrombose. Junge Soldaten, kaum aus dem Balkan zurückgekehrt, sterben an Leukämie und die Meningitis rafft immer mehr Schüler und Rekruten weg. Das ist die Realität, aber die Wahrnehmung wird verzerrt. Man verwechselt die Gleichzeitigkeit mit der Ursache und hält ein Vergrößerungsglas über die Opfer. Die Realität ist viel weniger gefährlich als die tägliche Apokalypse.

Wir leben in einer ratlosen Zeit und sie spüren das Vakuum, das die großen zerfallenden Weltanschauungen hinterlassen haben. Nichts drückt diese Leere übrigens besser aus als die Bindestrich-Gesellschaften, die immer rechtzeitig zu den Buchmessen auftauchen. Beispielsweise die Dienstleistungs-, die Medien-, die Erlebnis-, die Risiko-, die Spaß-, die Wissens-, die Zweidrittel-, die Alters-, die Voyeur-, und die Schnäppchen-Gesellschaft. Aber niemand mehr hin. Es ist nicht leicht, Leser, Zuhörer und Zuschauer für komplexe Sachverhalte zu finden.

Es gibt einen veränderten Blick auf die Gesellschaft und die Welt. Anders als ihre Väter haben die heute 20- bis 35-Jährigen den Fortschrittsglauben abgelegt. Allein individuelle Strategien, haben sie erfahren, können Wohllieben und Glück bringen. Ihre eigene Biographie erleben sie ungesichert, immer um den sozialen Status ringend. Dem Staat wird misstraut. Soziale Identitäten lösen sich auf. Die Gesellschaft ist eher Rahmen denn Gesellschaft. Da fällt es den Medien noch schwerer, für ein paar Tage Aufmerksamkeit zu finden. Die Macht ist obszön, das freut die Wut.

Um so überraschender war deshalb die Reaktion vom Medien und Öffentlichkeit auf den Ende 1999 aufgedeckten neuen Pateispensandandal. Die Umstände allerdings waren günstig. Während die 95er-Geschichte keinerlei Widerhall gefunden hatte,

mischte diesmal die CDU selbst mit. Die Pateispitze wollte herausfinden, was da unter dem langjährigen Vorsitzenden im Einzelnen abgelaufen war. Die verfeindeten Lager in der CDU nutzten vor allem das Fernsehen, um das gegnerische Lager zu schwächen und ihre Positionen durchzusetzen. Der Spendenskandal war nach Auffassung des Fernsehjournalisten Klaus Weidmann die „Folie, auf die die Erneuerung der CDU projiziert wurde“. Anders als in früheren Jahren wollten Kohls Enkel die Aufklärung. Durch Zufälle entstand eine Enthüllungsdramaturgie. Da war Kohl, der sich als Held der deutschen Einheit und europäischer Staatsmann in Szene gesetzt hatte und sich als dreister Gesetzesbrecher vor aller Welt zelebrierte. Die Fallhöhe war enorm. Seine Jüngerschaft folgte ihm nicht mehr bedingungslos wie in früheren Jahren und seine Gegner, die sich all die Jahre nicht aus der Deckung getraut hatten, machten mobil. Weil der Patriarch die veränderte Lage falsch einschätzte und die Claqueure in seiner Umgebung nicht den Mut zum Widerspruch hatten, macht er zunächst alles falsch, was falsch zu machen war. Das Krisenmanagement der CDU war desaströs.

Der Versuch der Aufklärungsarbeit riss anfang letzten Jahres, am 16. Februar 2000 jäh, als Wolfgang Schäuble seinen Rücktritt von den Ämtern ankündigte. Die Journalisten kehrten wieder in die Schützengräben zurück. In Hessen ist der nervenstarke Koch der Sieger und das ist irgendwie auch folgerichtig. Wenn wir heute eine neue Enthüllung in der Parteispendingeschichte präsentieren würden, wer würde noch hinschauen? Jeder glaubt, schon alles zu wissen. Journalisten sind Mächtige, von denen nur wenige ihre Ohnmacht begreifen.

Wir sollten, wenn wir über Journalismus reden, nicht allzu häufig über Moral philosophieren. Wenn die Sprache von Moralin trieft, ist Skepsis angebracht. Dostojewski hat, was sicherlich übertreiben war, die Menschheit mal in zwei Gruppen eingeteilt: In Heilige, die sich für Verbrecher halten und Verbrecher, die sich für Heilige halten. Der recherchierende Journalist ist kein Rächer. Er darf sich nicht einbilden, dass er die Welt, geschweige denn die Politik oder Wirtschaft verändern könnte. Was er tut, bewirkt in der fünften oder zehnten Stelle hinter dem Komma ein Nachdenken, ein Zögern, eine Selbstprüfung. Aber auch das ist schon eine ganze Menge.